Wiens Kärntnerstraße oder Stockholms Sergelstorg ausrückte, dann waren unter den Scharen von Hobbyfilmern, die dort Sehenswürdigkeiten zu drehen pflegen, auch einige aus Ost-Berlin. Ihren Mann ließen sie unbeachtet und filmten statt dessen – einziger Reisezweck – unauffällig die Menge. Durch Porträtabgleich konnten die Stasi-Leute dann später ermitteln, ob ihr Mann beschattet wurde.

Weniger umsichtige Arbeitsweise ihrer Ost-Berliner Gegner lasen die westdeutschen Sicherheitsbehörden aus einer anderen Passage der Ziegenhain-Aussage heraus. Danach nämlich brach in der Normannenstraße, als am 18. Januar 1979 die Nachricht vom Frontwechsel Stillers kam, panikähnliche Verwirrung aus. Da Stiller statt Originalen weitgehend Ablichtungen weggebracht hatte, war zunächst schon einmal unklar, was nun alles im Westen offenliegen könnte. Hektisch blies deshalb der Stasi seine Agenten gleich scharenweise zum Rückzug aus dem Westen.

Weisungsgemäß hatten viele von denen schon ihre Funkunterlagen vernichtet und waren jetzt allenfalls noch über Telephon zu erreichen. Anrufe aber konnten fingiert, selbst das vereinbarte Stichwort bereits von Stiller verraten sein. Ziegenhain: „Diese Annahme gewann unter den Kundschaftern noch dadurch an Gewicht, daß die Führungsoffiziere in der Zentrale sich nicht an die für diesen Fall getroffenen Abmachungen hielten, das heißt, daß sie nicht selbst anriefen, was sie wiederum wegen der Konfusion, die in der Zentrale herrschte, nicht konnten, da sie rund um die Uhr dabei waren, durch Materialsichtung herauszufinden, welchen Schaden Stiller angerichtet hatte."

So brachten auch Schreibkräfte und Telephonistinnen den Warnruf aus, oft genug ungehört. Ziegenhain berichtet von Westagenten, die schon bis zu zwölf Stunden lang im rettenden Ost-Berlin waren, als ihre Führungsoffiziere immer noch versuchten, sie telephonisch im Westen zu erreichen.

Bei Quelle „Hainfels" ging das Stichwort zum Aufbruch („Bierdose") erst anderthalb Wochen nach dem Tage Stiller ein. Der Agent fuhr per Taxi zur Grenze bei Hönebach und verließ die Bundesrepublik auf dem Weg seiner Bierdosen. An der „Wurfschneise" wartete schon das Empfangskommando vom Stasi, mit Wodka und Schinkenbrot.

„Das Maß ist voll! Du hast die DDR beleidigt!"

Wie der Ex-Agent Erich Ziegenhain beim Stasi die Ausreise aus der DDR bewerkstelligte

Schon nach einigen Monaten Aufenthalt in der DDR waren unsere ohnedies nur spärlichen Hoffnungen verflogen. Wir mußten abgeschieden in Leipzig wohnen. Statt befriedigender Arbeit und Anerkennung gab es immer nur Orden.

Statt daß ich, wie versprochen, als ehemaliger Kundschafter integriert wurde, mäkelte mein Führungsoffizier Gerhard Jauck vom Ministerium für Staatssicherheit (MfS) auf einmal an meiner Leistung herum, stempelte das in Jahren beschaffte Material als „wertloses Zeug". Er beschied mich schlicht: „Für dich wird sich in der DDR keiner ein Bein ausreißen."

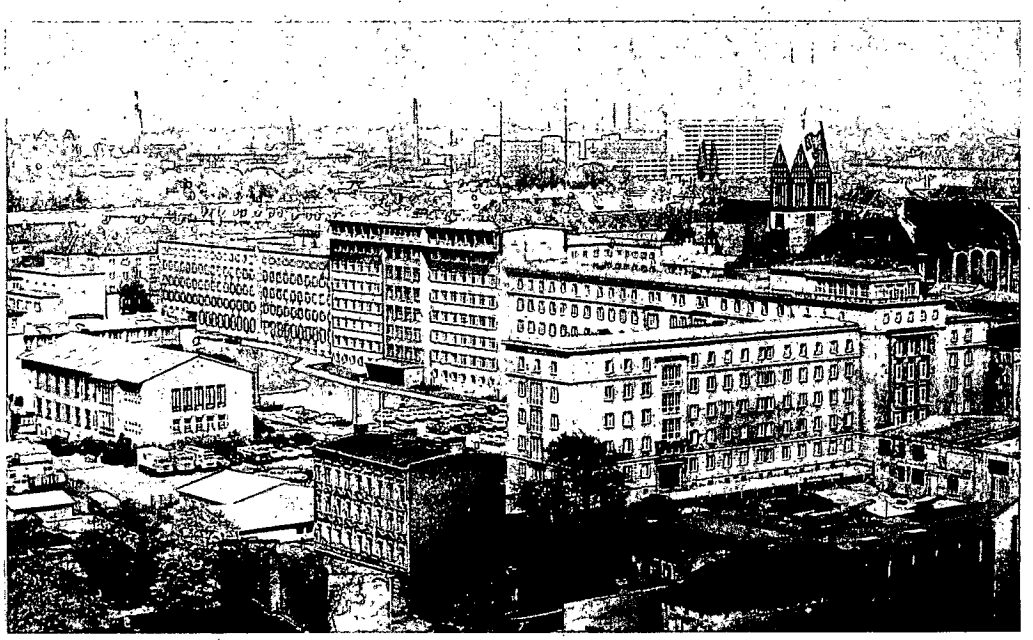
Bald war das Gesprächsklima mit meinen MfS-Bekannten irreparabel gestört. Die reservierte Haltung einiger Kontaktleute deutete uns überdies an, daß wir bereits zu Hause abgehört wurden. Der Stasi schien erfahren zu haben, was wir insgeheim längst planten: Wir wollten zurück in den Westen. Und wie wir bald zu spüren bekamen, waren auch unsere Vorbereitungen den Organen nicht entgangen.

Eine Woche vor Ostern 1980 starteten wir den ersten Anlauf, über Ungarn. Mit allen wichtigen Papieren und den nötigsten Textilien im Wagen ging es zur ČSSR-Grenzübergangsstelle Zinnwald.

Dort aber schien man uns schon zu erwarten. Sofort wurde die Fahrspur gesperrt, eine intensive Fahrzeugkontrolle begann. Meine Frau und die Kinder mußten aussteigen, ich blieb im Wagen. Die Grenzer suchten nach etwas Bestimmtem, wohl nach meinen Papieren und vor allem aber nach den bis dahin geretteten DM-Beträgen, mit denen ich die Flucht finanzieren wollte.

Obwohl ich klar sah, daß die Durchsuchung von Berlin aus angeordnet worden war, konnte ich nun nur noch versuchen, mich aufs „hohe Pferd" zu setzen. Ich verlangte von den Grenzern, sofort mit der Zentrale des Ministeriums für Staatssicherheit in Berlin zu telephonieren, dies sei ein Befehl. Darauf erschien erst einmal der Kommandant der Grenzübergangsstelle und bedeutete mir, daß ich hier nichts zu befehlen hätte.

Währenddessen hatten Grenzer schon das Photoalbum mit unseren Paßbildern gefunden, und ich sah nun keine andere Wahl, als noch höher zu pokern. Ich sagte zu dem Kommandanten: „Lassen Sie sofort die Durchsuchung einstel-

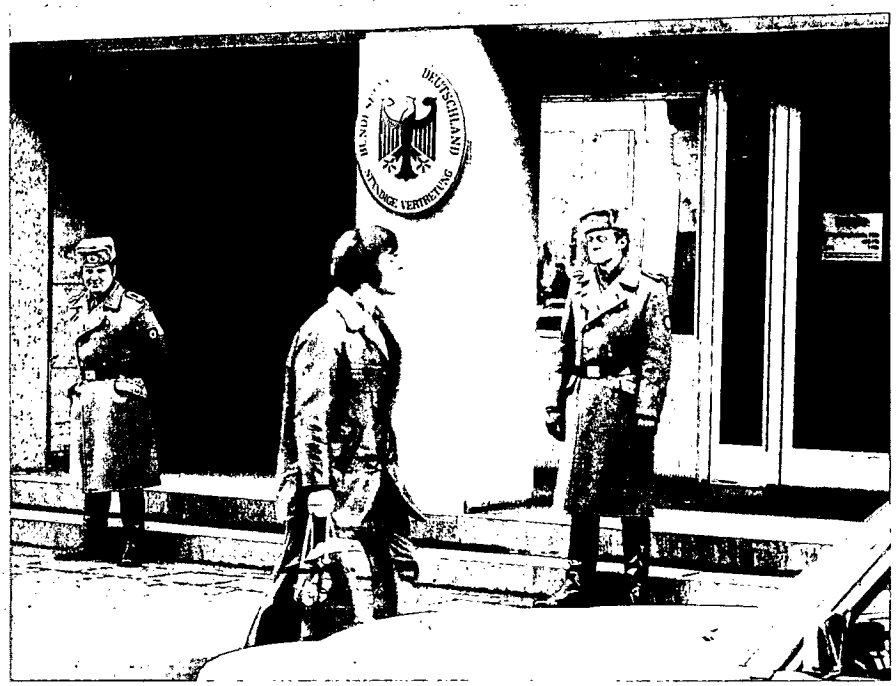


Ministerium für Staatssicherheit in Ost-Berlin, Minister Mielke: „Wir haben schon andere Leute aus dem Verkehr gezogen"

len! Sie wissen wohl offenbar nicht, wen Sie vor sich haben! Ich bin Träger des Vaterländischen Verdienstordens und des Kampfordens sowie weiterer hoher Auszeichnungen, ich werde dafür sorgen, daß man gegen Sie ein Verfahren einleitet!"

Nun war auch er verunsichert. Er ordnete an, bis auf weiteres aufzuhören, und verschwand. Offenbar telephonierte er mit der Staatssicherheit. Nach einigen Minuten kam er wieder und sagte mir mit ausgesuchter Höflichkeit, daß ein hoher MfS-Offizier bereits aus Berlin unterwegs sei und daß die Durchsuchung bis zu dessen Eintreffen eingestellt sei.

Sechs Stunden später erschien MfS-Major Hartmut Ritter. Er wirkte beleidigt. Offenkundig nämlich hatte der Stasi geplant, uns zu greifen, ohne selber



Bonner Vertretung in Ost-Berlin, DDR-Wachen: Besucher beschattet

sichtbar aktiv werden zu müssen – eben durch formalen Nachweis eines Fluchtversuchs an der Grenze. Dieser Plan aber wollte nun nicht mehr so einfach aufgehen. Deshalb verzichtete Ritter auf weitere Durchsuchung und verlegte sich statt dessen darauf, uns zur Rückkehr nach Dresden zuzureden.

Da fragte der Kommandant: „Genosse, was wollen Sie eigentlich mit den Paßbildern in Ungarn?" Ich antwortete ihm: „Sie wissen sicher nicht, daß ich aus der BRD komme. Ich habe vor, mir in Ungarn einen Bundes-Paß machen zu lassen!" Ritter wurde bleich, verlangte die Paßbilder und ließ uns weiterfahren.

Die Reise enttäuschte erheblich. In Budapest erreichten wir zwar unbeobachtet die Botschaft, aber die Vertretung der Bundesrepublik zeigte sich kaum weniger hilflos als wir selber. Zwar kannte der zuständige Legationsrat meinen Fall. Er konnte mir aber keine konkrete Ausreisehilfe versprechen.

Die Unterhaltung war schleppend. Aus Angst abgehört zu werden, schlug der Diplomat den Schriftweg vor – wir saßen am Tisch gegenüber und tauschten Zettelchen. Am Ende empfahl er mir, in ein paar Tagen wiederzukommen.

Längeren Aufenthalt in Budapest konnten wir aber nicht riskieren. So fuhren wir ab und versuchten es auf dem Rückweg in der Prager Botschaft. Wir kamen frühmorgens unbemerkt herein, denn die Überwachung des Gebäudes durch örtliche Dienststellen setzte erst um neun Uhr morgens ein. Doch mehr als die Ablieferung eines Hilfegesuchs konnten wir auch hier nicht ausrichten.

Uns war nun klar: Der Schlüssel zu unserer Ausreise lag nur in der DDR.

Vierzehn Tage nach meiner Rückkehr kam es zur entscheidenden Aussprache mit Oberst Jauck. Ich warf ihm vor, daß das Ministerium einen Vertrauensbruch begangen habe, und verlangte umgehend, und zwar ohne Begleitschutz, mit meiner Familie nach Jugoslawien fahren zu dürfen. Jauck lehnte ab, dies könne er nun nicht mehr zulassen.

Am 23. 4. 1980 teilte ich dem Oberst telephonisch mit, daß ich soeben den Staatsratsvorsitzenden in einem Schreiben um eine Ausreisegenehmigung ersucht hätte. Es gebe für mich auch kein Zurück mehr, weil ich eine Politik der Unterdrückung und Ausplünderung der DDR-Bevölkerung nicht mehr mittragen wolle. Dies sei nicht der Sozialismus, wie ihn sich die Arbeiterklasse erträumt, allenfalls eine traurige Parodie.

Jauck fiel mir ins Wort, ich solle mich nicht um „Kopf und Kragen" reden. Ungemütlich auch wohl für ihn: Natürlich werden von außen kommende Telephongespräche auf Band genommen.

Noch am gleichen Tag kam er mit Major Ritter in meine Leipziger Wohnung. Sie machten mir klar, daß derartige Ausreiseanträge an den Staatsratsvorsitzenden ungesetzlich seien. Dann ein Bluff: Das Amt sei durchaus bereit, uns ausreisen zu lassen. Man wolle uns sogar noch „freies Geleit" bis zur Grenze geben, was dann passiere, wisse ich ja.

Als ich sie aber auf die Probe stellte und bat, nun sofort mit uns zur Grenze zu fahren, um uns den Bundesbehörden zu übergeben, machte Jauck einen Rückzieher; dies könne er nicht allein entscheiden. Dafür erschien tags darauf ein Bote und lud uns nach Berlin ein – wenn wir nicht erschienen, würde es nie mehr eine Ausreise geben.

In Berlin traf ich den hochrangigen MfS-Mann Willi Neumann, damals Oberst, dann Oberst Gerhard Jauck und zwei mir bis dahin Unbekannte, die sich „Alfons" und „Otto" nannten. Sie versuchten mit allen Mitteln, mich zur Rücknahme des Ausreiseantrags zu bewegen.

Zuerst wurde mir „ein großes Haus am See" in Berlin versprochen und eine Tätigkeit bei der „Akademie der Wissenschaften der DDR" in Berlin. Als das nicht verfing, sprang Oberst Neumann auf und brüllte, ich hätte mich durch die gegenüber Jauck geäußerten Begründungen strafbar gemacht und das Ministerium beleidigt. Er verlangte von mir, „auf der Stelle zu widerrufen".

Ich weigerte mich und forderte statt dessen eine Schreibmaschine, damit ich meine vermeintlichen Beleidigungen konkretisieren könne. Jauck und Neumann verschwanden, die Maschine wurde tatsächlich gebracht, und ich hatte mehrere Stunden Zeit zum Schreiben.

Das Produkt las als erster „Alfons", mit hochrotem Kopf. Er sagte schließlich: „Wir haben hier schon andere Leute aus dem Verkehr gezogen, die sehr viel weniger gesagt haben als du!" Damit war der Bruch endgültig. Wir wurden wieder nach Leipzig gebracht.

Am darauffolgenden Wochenende fuhren wir noch einmal nach Zinnwald, Richtung Prag, um zu testen, ob man uns überhaupt noch passieren lassen würde. Ergebnis wie gehabt: Die Fahrbahn wurde wieder gesperrt, meine Familie wieder unter Bewachung in einen Raum der Grenzübergangsstelle gebracht.

Ich hatte meinen Wagen in eine Untersuchungsgarage zu fahren. Hier wurde ich am Körper gefilzt. Selbst unsere Lebensmittel röntgten sie. Anschließend zwang man mich, beim Auseinanderbau des Autos zu helfen. Alle Hohlräume wurden ausgeleuchtet. Auf meine Frage: „Was suchen Sie eigentlich?" erklärte man mir: „Wir finden das schon!" Die Prozedur dauerte fünf Stunden.

Schließlich erschien wieder der Kommandant und eröffnete mir, daß ich die

Grenzen der DDR künftig überhaupt nicht mehr passieren dürfe. Auf der Heimfahrt sah ich im Rückspiegel, daß mir zwei Autos in immer gleichem Abstand folgten. Von nun ab wurden wir ständig beschattet.

Zwei Tage später überbrachten Oberst Neumann und „Alfons" uns die Entscheidung der MfS-Leitung: Keine Ausreise! Wir sollten, so ihr Rat, uns ab sofort alle Schritte „genauestens" überlegen und einen DDR-Anwalt konsultieren, um nicht mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt zu kommen.

Willi Neumann wollte wissen, wer alles inzwischen Kenntnis von unserer Rückkehrabsicht habe. Ich antwortete: „Willi, gib dir keine Mühe, du kannst uns nicht mehr heimlich verschwinden lassen. Außer unseren Verwandten wissen es auch schon entsprechende Bundesbehörden! Und ich werde es jetzt auch hier überall erzählen." Neumann darauf: „Wenn du das tust, dann wirst du deine Arbeit an der Uni verlieren; dann wirst du verhungern!"

Noch einmal schrieb ich an Honecker, legte mein Parteibuch dazu und wiederholte, daß die Politik der SED in keiner Weise dem entspreche, was ich mir von einer sozialistischen Partei erwartet hätte. Eine Antwort hierauf habe ich nie erhalten.

An der Uni war ich zwar weiter geduldet, wurde aber ultimativ aufgefordert, nicht mehr an den Sitzungen und Veranstaltungen des Wissenschaftsbereiches teilzunehmen. Man nannte als Begründung die Gefahr, „junge Genossen könnten mit dem Gift der Konterrevolution infiziert werden". Damit war ich faktisch nicht mehr Mitglied des Wissenschaftsbereichs, obwohl mir meine Bezüge noch bis Ende Februar 1981 weitergezahlt wurden.

Die Stasi-Überwachung setzte inzwischen schon in unmittelbarer Nähe der Haustür ein. Wohin man auch ging, überall waren MfS-Angehörige dabei: in der Straßenbahn, im Schwimmbad, beim Friseur, in der Kaufhalle, im Theater, überall. Man erkannte sie schon an ihren beinahe uniformen Umhängetaschen – in denen steckt das Sprechfunkgerät.

Einige Tage nach Rücksendung des Parteibuchs nahm ich meine Auszeichnungen, die Urkunden, Gedenkmünzen und dergleichen und schickte alles in einem Schuhkarton an den Ministerrat der DDR. Den Vaterländischen Verdienstorden sandte ich an Honecker. In den Begleitbriefen schlug ich vor, meinetwegen die Auszeichnungen an die Observationskommandos der Staatssicherheit zu verteilen, uns dafür aber endlich die Ausreise zu gewähren.

Dies schlug in der Zentrale hörbar ein. Oberst Jauck sagte mir, nun sei das Maß voll, jetzt hätte ich auch noch die DDR, den Staatsratsvorsitzenden und den Ministerrat beleidigt. Umgehend wurde ich zu einer Zwangsbesprechung in ein MfS-Objekt nach Berlin abgeholt.

Zunächst wollte man mich wieder gütlich zur Zurücknahme meines Ausreiseantrages verlassen. Ich sollte an die Ständige Vertretung der Bundesrepublik in Ost-Berlin schreiben, daß wir „ein persönliches Tief" gehabt hätten, das nun vorüber sei, und daß wir „hiermit unseren Ausreisewunsch als erledigt" betrachteten.

Ich lehnte ab. Darauf drohte Jauck mir, dann werde eben sein Amt selbst einen solchen Brief an die Ständige Vertretung schreiben; wie ich wisse, könne man ja meine Handschrift genauestens kopieren. Die Besprechung, die wieder nur den Zweck hatte, uns einzuschüchtern, wurde ergebnislos abgebrochen.

Noch einmal schrieb ich an Erich Honecker, erhielt aber nur die Eingangsbestätigung. Dann entschlossen wir uns, den im Ost-West-Austausch engagierten Ost-Berliner Rechtsanwalt Wolfgang Vogel einzuschalten.

Wir stellten unseren Wagen im Zentrum Ost-Berlins ab und fuhren mit der U- und S-Bahn zur Praxis Dr. Vogels, eskortiert von fünf MfS-Mitarbeitern. Der Besuch dauerte nicht einmal eine Minute lang. Gleich an der Haustür wurden wir von einer Dame abgefangen, die uns bedeutete, daß man für uns nichts tun könne – wir hatten noch nicht einmal erklärt, was wir eigentlich wollten. Sie schloß die Tür und machte nicht mehr auf.

In den folgenden Monaten wandte ich mich mit unseren Ausreisewünschen an alle erdenklichen DDR-Stellen – den Innenminister, den Volkskammer-Präsidenten, die Nationale Front, das Komitee für Menschenrechte, die Liga für die Vereinten Nationen. Und im Vier-Wochen-Turnus immer wieder an Honek-

Stasi-Beobachter (Pfeil)*: „Observierung beim Friseur, im Theater, überall"

ker. Wir beriefen uns auf Grundvertrag, Helsinki-Schlußakte, UN-Menschenrechtserklärung. 23 Ausreiseanträge stellten wir insgesamt.

Auf dem Weg nach Berlin beschatteten uns nun schon drei Wagen. Und erstmals nahmen die Pressionen lebensbedrohliche Formen an: Eine schwere Wolga-Limousine versuchte aus einem Autobahnparkplatz heraus, uns in voller Fahrt zu rammen. Ein riskantes Ausweichmanöver rettete uns.

Obwohl andere Fahrer alles bemerkt hatten und dies mit Gesten und lautem Hupen ausdrückten, ließ der Wolga nicht von uns ab. Noch einmal versuchte er, uns auf den Grünstreifen zu drängen. Erst als ein anderes Fahrzeug dicht auffuhr und mit Hupen und Blinken protestierte, zog der Wolga mit hoher Geschwindigkeit davon.

Derweil nahm die Bedrängnis durch MfS-Überwachung penetrant zu. Man hatte den Eindruck, daß der Stasi ziemlich gut wußte, wohin wir wollten – wohl durch Abhören in der Wohnung. Selbst bei Autofahrten kannten die Observanten oft das Ziel bereits im voraus, da sie in diesen Fällen erst kurz vor Erreichen des Zielortes die Überwachung aufnahmen.

Mal waren es zwei Pkw mit jeweils zwei Insassen, dann waren es drei, vier oder sogar fünf Pkw mit jeweils bis zu vier Insassen. Dieser Psychoterror setzte vor allem dann ein, wenn wir nach Ost-Berlin fuhren, weil sie davon ausgingen, daß wir die Ständige Vertretung der Bundesrepublik aufsuchen würden. Davor hatte mich Oberst Jauck besonders

* Vor der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik in Ost-Berlin.

gewarnt: „Wenn du da reingehst, wird das ernste Konsequenzen haben. Dann kann auch ich dich nicht mehr vor dem Staatsanwalt retten!"

Trotzdem gingen wir öfters hin. Wir wurden dabei von bis zu fünf Autos, und, nachdem wir einige hundert Meter von der Vertretung entfernt geparkt hatten, von einem großen Aufgebot bis vor die Eingangstür der Vertretung verfolgt.

Jauck wiederholte seine Drohung, und als wir dennoch nach Ost-Berlin fuhren, trat das MfS in Aktion, wieder mit dem Wolga. Wer die DDR-Autobahnen kennt, weiß, daß man manchmal kilometerlang allein auf weiter Flur ist. Eine solche Situation nutzten sie aus.

Als kein anderes Fahrzeug mehr in der Nähe war, raste plötzlich von hinten ein Wolga heran, setzte sich neben mich und versuchte, mich auf den Grünstreifen abzudrängen. Mühsam versuchte ich, in der Fahrspur zu bleiben. Der Wolga gab erst auf, als sich voraus zwei Lastwagen überholten, so daß mehr und mehr Pkws uns einholten.

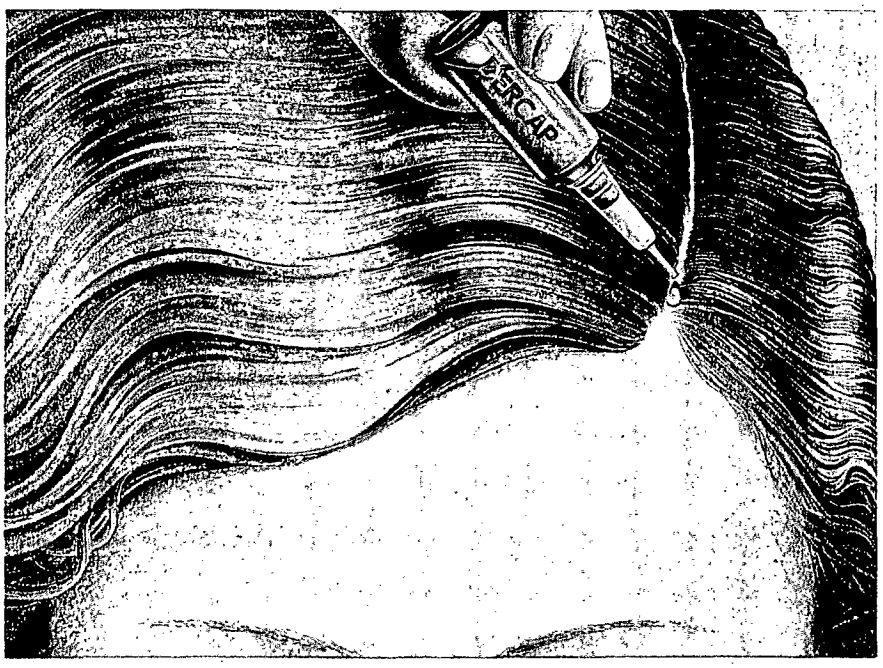
Die Observationen nahmen teilweise groteske Formen an. Man wurde bis in öffentliche Bedürfnisanstalten hinein verfolgt. Am 17. 1. 1981 stellte ich von mir aus meine Tätigkeit an der Leipziger Karl-Marx-Universität ein, um die Behörden der DDR zum Handeln zu zwingen, denn in der DDR herrscht Arbeitspflicht. Arbeitsverweigerung aber, und so hätte man meinen Fall auslegen können, ist strafbar.

Gleichzeitig schrieb ich an Staatssicherheits-Minister Erich Mielke: „. . . werde Ihnen entgegenkommen und gewissermaßen als letzten Dienst an der DDR spektakuläre Aktionen durchführen, damit Sie mich dann festnehmen lassen können und somit zumindest eine gewisse Rechtfertigung bei Rückkaufpreisforderungen Ihrerseits gegenüber den entsprechenden Organen der Bundesrepublik haben! Falls Sie jedoch nicht an spektakulären Aktionen interessiert sind, dann veranlassen Sie umgehend unsere Freilassung!"

Ich habe diesen Brief persönlich im Ministerium an der Ost-Berliner Normannenstraße abgegeben, von fünf Leipziger MfS-Angehörigen bis zur Pforte beschattet.

Letztlich hat dieser Schritt wohl den Ausschlag für die Genehmigung unserer Ausreise gegeben. Jedenfalls begann nun der letzte Akt. Am Mittwoch, dem 1. April 1981, morgens um sieben Uhr, klingelte es. Zwei Männer standen vor der Tür und hielten uns MfS-Ausweise entgegen: „Wir haben den Auftrag, Sie umgehend nach Berlin zu bringen!" Von vier Leuten eskortiert, wurden meine Frau und ich in ein Verhörobjekt nach Ost-Berlin gebracht.

Sie verhörten uns getrennt. Als ich protestierte, nahmen mir Bewacher Gürtel, Schnürsenkel und alle persönlichen Sachen weg. Sie seien von einer „speziellen Dienststelle" und vom Minister be-



Dercap gegen Schuppen. Sichtbarer Erfolg schon nach der 2. Ampulle.

Die Wissenschaft ist auf dem Gebiet „Schuppenbildung" weiter fortgeschritten, so daß man das Auftreten von Schuppen heute besser bekämpfen kann.

Verantwortlich für die sichtbare Schuppenbildung sind bestimmte Mikroorganismen (besonders Pityrosporum ovale). Die Dercap Intensiv-Behandlung wirkt aktiv gegen diese Mikroorganismen und stoppt deutlich ihre Vermehrung.

Das Ergebnis ist beachtlich. Schon nach der zweiten Anwendung sind die Schuppen erheblich reduziert, und auch der Juckreiz läßt spürbar nach.

Nach weiteren Anwendungen werden die Ergebnisse noch besser, bis die Schuppen völlig verschwinden.

Ergebnisse von Versuchen unter dermatologischer Aufsicht:		
Totale Beseitigung der Schuppen in %	Trockene Schuppen	Fettige Schuppen
nach 6 Ampullen	bei 75% der Fälle	bei 50% der Fälle
nach 12 Ampullen	bei 100% der Fälle	bei 92% der Fälle

Warten Sie nicht länger. Fragen Sie Ihren Apotheker nach der neuen Dercap Intensiv-Behandlung gegen Schuppen.

DERCAP

Intensiv-Behandlung für Haar und Kopfhaut von Vichy.

Exklusiv in Ihrer Apotheke.

auftragt, unseren Fall „nochmals von vorn aufzurollen". Wenn ich eingestünde, mit westlichen Geheimdiensten zusammengearbeitet zu haben, und Angaben über das bislang Gelieferte mache, sei unsere Freilassung in die Bundesrepublik vielleicht möglich.

Regelmäßig verließen die Verhörführer für längere Zeit den Raum und ließen wortkarge Bewacher zurück. Nur wenn ich aus dem Sessel wollte, redeten sie und befahlen, mich wieder zu setzen. Wollte ich zur Toilette, wurde draußen erst einmal der Flur von mehreren Männern gesichert. Das ging so bis nach Mitternacht, dann wurde ich auf eine Couch befohlen. An Schlaf war nicht zu denken, einer machte dauernd Radiomusik, ein anderer leuchtete mich mit der Lampe ab.

Am nächsten Morgen ging es weiter wie zuvor, erst mittags gaben sie auf. Es dauerte bis zum Abend, bis ich wieder von meinen Vernehmern hörte. Einer, den sie „Genosse Oberst" tituliert hatten, kam allein und eröffnete überraschend: „Ich glaube, nun ist alles klar. Der Minister will Sie wahrscheinlich noch heute abend abreisen lassen."

Auch Einzelheiten wußte Genosse Oberst schon; die Kinder würden gerade nach Berlin geholt, die Möbel könnten ja noch eine Weile in Leipzig bleiben, und auch an die Art der Ausreise war bereits gedacht: „Wir haben hier immer ein paar beschlagnahmte Westwagen mit Westkennzeichen, da setzen Sie sich rein, und ab geht die Post."

Leider aber sah die Regie dies wohl doch nicht so direkt vor. Im Verabschieden nämlich fragte der Genosse: „Sagen Sie, warum wollen Sie hier eigentlich wirklich weg?" Als ich ihm erwiderte, ich hätte Angst, eines Tages als MfS-Konfident „mit euch für eure Taten an die Wand gestellt" zu werden, murmelte er etwas von „Polemik" und ging. Nach einer Viertelstunde kam er zurück und sagte, der Minister habe es sich überlegt, mit einer Ausreise würde es nun wohl doch erst mal nichts.

Wir kamen nach Leipzig zurück und hörten erst fünf Wochen später wieder von Mielkes Behörde. Jetzt war die Entscheidung wirklich gefallen, unser Ausreisetermin auf den 12. Mai festgesetzt.

Man zwang uns Schweigeverpflichtungen ab, Publikationsverbote über DDR-Erfahrungen und MfS-Zeit wurden ausgesprochen. Das Ministerium, so die Drohung, würde schon Mittel und Wege finden, mich notfalls zum Schweigen zu bringen.

Wieder war es der Genosse Oberst, der mir mit auf den Weg gab: „Sie werden noch sehen, was Sie davon haben! Ich kann Ihnen schon heute mit Sicherheit voraussagen, daß Sie in der BRD nie mehr eine vernünftige Tätigkeit bekommen werden; aber ein Zurück gibt es für Sie dann nicht mehr!"

Wenige Tage später hatten wir unsere Ausreisepapiere in der Hand.

SCHULEN

Bewährtes Mittel

Der Fitness-Test, Teil des Sportunterrichts in Bayern, hat sich als riskant erwiesen.

Nach zehn Minuten nahm die Sportstunde ein jähes Ende. Kaum hatte Gerd Ruppert, 17, Schüler am Hermann-Staudinger-Gymnasium in Erlenbach am Main, in rascher Folge Kasten und Bänke übersprungen und Sprints absolviert, stürzte er vor dem Turnlehrer auf den Hallenboden. „Alle wußten gleich", erinnert sich ein Mitschüler, „jetzt ist es passiert."

Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos, der herbeigeeilte Notarzt konnte bei dem sportlichen Jungen, der gern Fußball spielte und täglich mit dem Rad zur Schule fuhr, „keinen Reflex" und „keine Atmung" mehr feststellen.

Der Tod in der Turnhalle, im Dezember, hat eine bayrische Schulspezialität ins Gerede gebracht, an deren Sinn seit Jahren Pädagogen, Schüler, Eltern und Sportmediziner zweifeln: den Fitness-Test, seit 1977 obligatorischer Bestandteil des Sportunterrichts der Klassen 12 und 13 an bayrischen Gymnasien.

Kultusminister Hans Maier hat den Test notgedrungen fürs erste abgesetzt, „bis zum Ende des Schuljahres" im Juli. Und jetzt erst, nach dem Tod des Schülers, hat sich die bayrische Kulturbürokratie bequemt, das zu tun, was sie längst hätte tun sollen: Sie läßt den Fitness-Test überprüfen.

Der hat es in sich: Einmal im Halbjahr fordert er den weitgehend untrainierten bayrischen Gymnasiasten sportliche Höchstleistungen ab. Sie müssen „praktisch aus dem Stand und meist gleich nach dem Mittagessen" erbracht werden, wie ein Lehrer aus Würzburg rügt.

Dann sind jeweils sechs Übungen fällig, die laut Lehrplan „den Rumpf kräftigen", „Herz und Kreislauf stärken" sowie „die Beweglichkeit fördern" sollen. Dazu zählen das „Überqueren eines Kastenoberteils" in „Bauchlage mit Händeklatschen am Rücken", das „Heben und Senken der Beine gegen eine Sprossenwand", „Hochspringen über zwei Langbänke mit halber Drehung" und „Sprints über neun Meter mit jeweils beidhändiger Berührung des Bodens hinter den Markierungslinien".

Jede dieser Übungen muß innerhalb 40 Sekunden so oft wie möglich ablaufen. Testpunkte sind nur zu erzielen, „wenn der Schüler wirklich das Letzte hergibt", so der Elsenfelder Sportlehrer Elmar Löhr. Und weil in Bayern beinahe

Bayrisches Schülersportfest, Minister Maier: „Den Leib stählen"